
Sinngemäßes

Mit Thomas Eberle auf der Suche nach den Grundlagen und Herausforderungen interpretativer Sozialforschung

Ronald Hitzler

1 Präambel

Dass Thomas Samuel Eberle in der einschlägig befassten Kollegenschaft – auch in der theoretisch kritischen und methodisch distanzierenden – großen Respekt für seine ideologiefrei sachlichen, analytisch und argumentativ stringenten und zugleich sprachlich unmanierierten Beiträge zur Wahrung, Fortführung und Vermittlung der phänomenologischen Tradition in der Soziologie genießt, zeigt und würdigt allein schon das Zustandekommen dieser Ehrenschrift. Dass der Geehrte weit darüber hinaus hoch geschätzt wird im allgemeinen professionellen und hochschulpolitischen Betrieb der schweizerischen, deutschen und internationalen Soziologie dürfte in anderen Beiträgen zu diesem Band gebührend zur Sprache gebracht werden. Vor diesem Hintergrund mich zu äußern gestattet mir, mich zum einen auf persönlichere Aspekte und auf mich persönlich besonders stark tangierende Elemente der wissenschaftlichen Arbeit meines geschätzten Freundes zu konzentrieren und zum anderen diese Fokussierung mittels der Adaption großer Teile eines Vortrags generalisierend zu erläutern, den ich auf Einladung von Thomas Eberle und Max Bergmann beim Basler Methodenfestival 2014 habe halten dürfen.¹

2 Theoretische Annäherung

Zum ersten Mal persönlich begegnet bin ich Thomas Eberle meiner – altersbedingt unzuverlässigen – Erinnerung nach Anfang der 1980er Jahre. Ob das bei einem

1 „Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung“ („key note“ beim 3. Schweizer Methodenfestival an der Universität Basel, 12.8.2014)

Workshop bzw. einer Tagung in Konstanz war oder bei einem Vortrag von Thomas Luckmann in St. Gallen, bei dem ich ihn hatte begleiten bzw. fahren dürfen, weiß ich allerdings nicht mehr. Meine dezidierte Befassthheit mit dem *Denken* des Thomas S. Eberle hingegen lässt sich ziemlich genau auf Anfang 1985 datieren: Kurz nach Antritt meiner Assistentenstelle bei Friedhelm Neidhardt in Köln wurde mir von Heine von Alemann angeboten, Eberles Dissertation für die Kölner Zeitschrift zu rezensieren. Konzentriert, zügig und mit hoher Kritikbereitschaft (schließlich wollte ich ja meinem Status als „verstehender“ Soziologe im Kölner Umfeld gerecht werden) habe ich das über 550 Seiten lange Buch durchgearbeitet – und letztendlich ‚enttäuschend‘ wenig gefunden, worüber ich mich hätte mokieren können. Immerhin konnte ich gönnerhaft anmerken, Eberles Deutungen und Konsequenzen seien zwar nicht immer überzeugend oder gar zwingend, gleichwohl seien sie diskutierbar und diskussionswürdig (vgl. Hitzler 1985).

Tatsächlich aber hat mir die Lektüre von „Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft“ (Eberle 1984) einen Zugang zum Werk von Alfred Schütz eröffnet, den ich vorher nicht gesucht hatte – vermutlich nicht obwohl, sondern weil ich zuvor bei Luckmann studiert und gearbeitet habe: Bei ihm und durch ihn lernte ich, Schütz weniger exegetisch, sondern vor allem daraufhin zu lesen, wie ich am Vorbild seines Denkens orientiert meine Bewusstseinsgegenstände phänomenologisch genau(er) zu beschreiben vermöchte. In der Dissertation von Thomas Eberle hingegen fand ich insbesondere eine textgenau-penible Rezeption von Alfred Schütz als „Klassiker“ in einem weiten geistigen Umfeld und mit einer sich immer stärker entfaltenden Wirkungsgeschichte.² Und ich fand in diesem gleichaltrigen Kollegen einen „Bruder im Geiste“, der beeindruckend halsstarrig den Schützschen ‚Auftrag‘ der Klärung subjektiver Sinnadäquanz einzulösen trachtete und meiner zustimmenden Wahrnehmung zufolge dabei noch strenger für dieses methodologische Postulat votierte als Schütz selber.³

-
- 2 Dass Eberle dabei gerade die Ethnomethodologie (damals entschiedener als die Neuere Wissenssoziologie) als soziologische Fortsetzung und Anwendung Schützscher Ideen protegierte, war mir von seinem akademischen Werdegang her zwar nachvollziehbar, erscheint mir ansonsten aber bis heute allenfalls als liebenswerte Marotte, keinesfalls jedoch als essentielles Element im Kontext seiner Lebensarbeit. Jedenfalls wüsste ich nicht, welche Schrift von Thomas Eberle ich nicht nur als Text *über* Ethnomethodologie (wie z. B. Eberle 2007a und 2007b), sondern als „ethnomethodologisch“ qualifizieren sollte.
 - 3 Adäquanz bedeutet (meiner Lesart von) Eberle zufolge, dass der „subjektiv gemeinte Sinn“, den ein Handelnder mit seinem Handeln verbindet, zutreffend erfasst ist. Im Gegensatz zu diesem absolut gesetzten Kriterium seien Validitätsprüfungen eben stets durchsetzt von allerlei – unumgänglichen – forschungspragmatischen Entscheidungen. Gerade die Differenz zwischen Validität und Adäquanz erlaube es aber, auch in der alltäglichen For-

Dem ganz entsprechend lese ich die Aufsätze, die Thomas S. Eberle dann in seiner Habilitationsschrift zusammengestellt hat (vgl. Eberle 2000a), anhaltend als adäquaten, weiterführenden Zwischenschritt seiner Lebensarbeit an einer soliden, d. h. schriftenkundigen Aufarbeitung des Denkens von Alfred Schütz in der philosophischen Tradition und seiner den exegetischen Zugriff transzendierenden Aufbereitung bzw. Erschließung für die soziologische Diskussion. Beeindruckend beharrlich setzt Eberle sich hier in immer neuen Kontextualisierungen (Rahmenanalyse, Ethnomethodologie, Subjective Expected Utility-Ansatz, Organisationstheorie) mit der Frage nach den Implikationen – und Missverständnissen – einer phänomenologischen Begründung von Soziologie auseinander, welche impliziert, dass Sozialwissenschaftler aufgrund der sinnhaften Vorkonstituiertheit der Wirklichkeit (im Gegensatz zu der mit Naturwissenschaften befassten Kollegenschaft) ihren Gegenstand ‚zuallererst‘ eben *verstehen* müssen.

3 Epistemologische Erwägungen

Dass natürliche Ereignisse keinen Sinn ‚in sich‘ tragen, sondern dass ihre Zusammenhänge vom Beobachter erklärt werden, während kulturelle Phänomene ‚immer schon‘ mit Sinn besetzt sind, den es zu verstehen gilt, darf ja spätestens seit Wilhelm Diltheys Unterscheidung zwischen den Problemstellungen der Naturwissenschaften und denen der Geisteswissenschaften als intellektueller Allgemeinplatz gelten: Sinn, wie systematisiert, wie komplex, wie überhöht er gesellschaftlich auch je zu Wissen, ja zu Gewissheiten gerinnen mag, konstituiert sich – und damit folge ich, auch hierbei wieder ganz einig mit Thomas Eberle, Alfred Schütz – ursprünglich in „stellungnehmenden“ Bewusstseinsakten, in denen das Ich sich auf eine bestimmte Art seinem dahinströmenden Erleben zuwendet: in der Art eben der „attention à la vie“, der reflexiven Aufmerksamkeit gegenüber diesem dadurch aus dem Erlebnisstrom herausgehobenen, in der Regel (u. U. soeben) vergangenen, prinzipiell aber auch als zukünftigem antizipierbaren Erlebnis: „*Sinn ist die Bezeichnung einer*

schungspraxis die erkenntnistheoretische Dimension präsent zu halten. Die Ansätze der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, welche die Indexikalität und Kontextualität von Typisierungen und Generalisierungen konsequent reflektieren, erreichen nach Eberles Einschätzung in der Regel eine höhere Adäquanz als Modellkonstruktionen, die im Rahmen der analytischen Wissenschaftstheorie subsumptionslogisch angelegt sind. Andersherum formuliert, und damit greife ich sozusagen auf den letzten Teil dieses Textes voraus: Sinnadäquanz ist für Thomas Eberle ein wenigstens ebenso wichtiges Kriterium der Relevanz soziologischer Ansätze für das eigene Denken wie für mich.

bestimmten Blickrichtung auf ein eigenes Erlebnis“ (Schütz 2004, S. 127), nämlich einer auf Auslegung bedachten Blickrichtung.

In dem Maße, in dem Sozialwissenschaften in der Tradition der Geistes- und nicht der Naturwissenschaften begriffen werden, hat es Sozialforschung *schlechthin* naheliegender Weise also mit in diesem Sinne vorgängig sinnhaften Daten zu tun und generiert sie ihre Erklärungen durch das Verstehen dieser Daten, basiert sie folglich auf Akten der Deutung. In *dieser* Hinsicht *müssen* normative und interpretative Ansätze mithin *nicht* als Gegensätze begriffen werden. Kaum ignorieren lässt sich aber, dass die Relevanz dessen, was wir in der hermeneutischen Wissenssoziologie als „Verstehen des Verstehens“ bezeichnen, also der Reflexion der Akte der Deutung, ganz unterschiedlich hoch veranschlagt wird. Anders formuliert gefragt: Als wie wichtig wird das Problem angesehen, für sich selbst und für andere durchsichtig zu machen, wie man versteht, was man zu verstehen glaubt, und wie man weiß, was man zu wissen meint?

Was wir zu wissen meinen, das ist, dass Menschen aufgrund ihrer Daseinsverfassung unabdingbar darauf verwiesen sind, zu eruieren, was vor sich geht, zu klären, was los ist, und (wie routinemäßig auch immer) zu reflektieren, was sie tun müssen, sollen, können, dürfen – und was sie (tatsächlich) tun bzw. getan haben. Das heißt unter anderem, dass es die in der menschlichen Gattungsgeschichte entwickelte Fähigkeit, Zeichen und Anzeichen zu deuten, braucht, um andere zu verstehen und sich (alltäglich) in der Welt zurecht zu finden, denn erkenntnistheoretisch gesehen sind menschliche Handlungen und Interaktionen wissensgeleitete und wissensgenerierende Prozesse zugleich, die *unabdingbar* kommuniziert oder anderweitig nachvollziehbar appräsentiert sein müssen, um als solche erkennbar zu sein und soziale Wirkungen zu zeitigen. Diese Unabdingbarkeit der Darstellung betrachten wir als Konsequenz der Art und Weise, in der ein Subjekt Bewusstsein von etwas als einem ihm ‚analogen‘ Anderen hat: Der Andere ist dem Subjekt im Sinne der von Alfred Schütz und Thomas Luckmann (2003, S. 602–614) so genannten „mittleren Transzendenz“ gegeben – und das heißt, nicht wirklich direkt *als* Anderer erfahrbar. Epistemologisch zu klären ist mithin, *wie* (bei wem und aufgrund welcher Weltsicht) etwas in Erscheinung treten muss, um sich als anderer (Mensch) zu konstituieren.

Aus interpretativer Sicht liegt es nahe, etwas als kommunikativen Akt zu deuten, wenn es als aufgrund einer *intendierten* Kundgabe geschehend erscheint. Und die Wahrnehmung eines kommunikativen Aktes wiederum legt dem wahrnehmenden Subjekt die Annahme nahe, das, was dabei bzw. damit in Erscheinung tritt, sei ein Alter Ego. Dieses naheliegende Attest wiederum wird in aller Regel anhand alltagspragmatischer Kriterien daraufhin überprüft, ob das, was da in Erscheinung tritt, dem, dem es erscheint, überhaupt irgendwie und wenn ja, in welcher Weise und in welchem Maße es ihm ähnlich ist. Mithin resultiert aus der ‚eigentlichen‘

subjektiven Gegebenheitsweise von Alter Ego diese bekannte fundamentale anthropologische Ironie, dass wir uns – entgegen unserem alltäglichen Augenschein – tatsächlich *nicht* (und das heißt hier: nie) unmittelbar *als Andere* gegeben sind. Vielmehr *konstituieren* wir eben anderes (beziehungsweise manches andere) als Andere ‚wie uns‘.

Der Andere ist also sozusagen eine pragmatische Unterstellung (vgl. Luckmann 2007). Und eben deshalb sind wir gezwungen, uns unser wechselseitig qua Kommunikation zu versichern, denn nur qua Kommunikation scheinen wir eine bestimmte Art von sich Appräsentierendem als eben mehr oder weniger ‚vollgültiges‘ Alter Ego bzw. als Mitmenschen wahrzunehmen. In diesem Sinne ist es auch durchaus plausibel, die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit schlechthin als eine in wesentlichen Teilen kommunikative Angelegenheit zu betrachten (auch wenn mir die von Hubert Knoblauch, z. B. 2013, protegierte radikale Zuspitzung zweifelhaft erscheint), denn alles, was nicht anhand von Anzeichen und Zeichen beobachtet, in der Interpretation von Anzeichen gedeutet und über Zeichen deutend vermittelt wird, hat – soweit überhaupt – Evidenz ‚nur‘ für das jeweilige erkennende Subjekt – auch und unabdingbar all das, was dem Subjekt zum Anderen wird (d. h., was das Subjekt als „anderer wie ich“ ansieht). Kurz: Subjektiv gemeinter Sinn, der nicht der meine ist, ist trivialer Weise keineswegs unmittelbar, sondern nur über ‚bezeichnende Indizien‘ erfassbar – von einfachen körperlichen Appräsentationen (z. B. Schmerz-, Erregungs-, Müdigkeitsanzeichen) über Interaktions- und Kommunikationsangebote (z. B. Mimiken, Gesten, Sprechen) bis hin zu komplexen kulturellen Objektivationen (z. B. Schriftstücken, Kunst, Technologie) (vgl. Luckmann 2002 und Soeffner 2004).

In diesem Sinne *praktisch* verstehen, was Menschen *tun*, und das, was das menschliche Tun wie auch immer je nach sich zieht, kann man offenkundig sehr wohl, ohne weiter über das Verstehen nachzudenken. Oder deutlicher gesagt: Üblicherweise ist man praktisch so intensiv damit beschäftigt, zu verstehen, was vor sich geht, dass man sich mit dem Problem des Verstehens selber gar nicht beschäftigen kann. Allerdings ist, um Hans-Georg Soeffner (2014, S. 36) zu zitieren, „wer Strukturen und Arbeitsweisen alltäglicher Deutung nicht kennt, ... weder imstande, alltägliche – *naive* – Deutungen zu kontrollieren, noch sie zu widerlegen.“ Demnach macht es für *Rekonstruktoren* menschlicher Wirklichkeitskonstruktionen also augenscheinlich Sinn, nicht nur zu verstehen, was Menschen tun, sondern auch über ihr Verstehen nachzudenken, das heißt: zu versuchen, das Verstehen selber zu verstehen, das Interpretieren selber ebenso zu bedenken, wie das je Interpretierte. Was den dezidiert interpretativ arbeitenden Rekonstrukteur folglich auszeichnet, das ist a), dass er auch seine eigenen Deutungsakte systematisch reflektierend in seine Deutungen einbezieht, und das ist b), dass die Konstruktionslogik seiner

„Modelle“ explizit bestimmten Postulaten – v. a. dem der subjektiven Interpretation und dem der Sinnadäquanz (vgl. Eberle passim; Hitzler und Eberle 2000, 2004) – entspricht. Dieser Rekonstrukteur fungiert damit sozusagen als ‚späte‘ Entsprechung des sinnsetzenden Subjekts, bei dem, erkenntnislogisch gesehen, alle gesellschaftlichen Wirklichkeitskonstruktionen beginnen. Und das, was er da tut, nennt man traditionell und gemeinhin eben „Hermeneutik“. Diese findet in einem die alltäglichen Vollzugsnotwendigkeiten transzendierenden Modus statt; genauer: in der Subsinnwelt des Theoretisierens.

Diese Subsinnwelt – sei sie institutionell nun wissenschaftlich, religiös, ästhetisch oder anderswie verortet – ist Alfred Schütz zufolge ja gekennzeichnet dadurch, dass das pragmatische Interesse des Alltags (das stets diktiert wird von der Notwendigkeit, ‚irgendwie‘ sein Leben zu gestalten) abgelöst wird von dem kognitiven Interesse daran, einen Sachverhalt nicht praktisch zu bewältigen, sondern ihn zu bedenken. Theoretisieren ist eine prinzipiell lebensunpraktische – nicht etwa eine lebensuntaugliche – Einstellung. Denn die theoretische Einstellung ist die Einstellung, in der wir gänzlich uninteressiert daran sind, uns den pragmatischen Notwendigkeiten des Alltags zuzuwenden – außer in dem Sinne, dass wir diese Alltagsnotwendigkeiten praktisch distanziert zur Kenntnis nehmen und darüber nachdenken. Eine theoretische Einstellung einzunehmen, heißt demnach, die Lebensinteressen, die unser alltägliches Handeln leiten, auszuklammern und unsere alltäglichen Hoffnungen und Befürchtungen beiseite zu lassen. Was wir dabei konstruieren, ist eben gerade *nicht* Alltagswissen, sondern ein im weiteren Sinne verstandenes, analytisch-reflexives Wissen.

Konstruktionen solcher Art sind Konstruktionen zweiter Ordnung. Bei diesen Sekundärkonstruktionen geht es wesentlich um die Rekonstruktion von Sinnkonstruktionen insgesamt: um die Rekonstruktion von subjektivem Sinn und von objektiviertem Sinn; um die Rekonstruktion biografischer Sinnsetzungen; um die Rekonstruktion der Institutionalisierung von Sinn, von Sinnschemata, von Sinnstrukturen; um die Rekonstruktion der Distribution von Sinn; um die Rekonstruktion von banalem, alltäglichem und von sogenanntem höherem, alltagstranszendendem Sinn, usw.; kurz: um die Rekonstruktion von Handlungssinn ebenso wie um die Rekonstruktion des Sinns von kleinen und großen, von punktuellen und umfassenden, von situativen und epochalen Handlungsergebnissen (vgl. dazu auch Honer 1999). Dergestalt findet im *Sinnbezug*, und sowohl Eberles als auch meiner Meinung nach eben *nur* im Sinnbezug, die methodologische Sonderstellung interpretativer Soziologie schlechthin ihre epistemologische Begründung. Nochmals: Der Beobachtung und Erklärung natürlicher Ereignisse ‚von außen‘ steht die Teilhabe an und das Verstehen von kulturellen Phänomenen, d. h. von Sinngebilden (vgl. Soeffner 2006,

S. 61) ‚von innen‘ gegenüber – was für eine Vorstellung sich dann auch immer mit diesem ‚Innen‘ verbindet.

Neben diesen Prinzipien der *Sinnrekonstruktion* und der *Reflexivität* des Verstehens weisen interpretative Ansätze nun (mindestens) noch zwei weitere zentrale Merkmale auf, die ich hier nur kurz andeuten will: sie basieren auf *künstlicher Dummheit* und auf *absichtsvoller Langsamkeit*. Konkreter gesprochen: Erstere impliziert, dass der Interpret sich gegenüber den ihm begegnenden Wissensbeständen, wie auch gegenüber seinen eigenen Normvorstellungen sozusagen dumm *stellt*, dass er also so tut, als kenne er diese Wissensbestände und hätte er diese Normvorstellungen *nicht*, um so das infrage stehende Phänomen von seinen kontingenten kulturellen Konnotationen zu ‚reinigen‘ und dann quasi neu konstituieren zu können. Letztere impliziert, dass sie in das alltags- und allzu oft auch wissenschaftsübliche kategoriale Schnell-Sortieren und Ad-hoc-Kategorisieren von (vermeintlich klaren) Sachverhalten sozusagen reflexive Hemm-Schwellen einbaut, um kulturell verselbstverständlichte Subsumptionslogiken zu hinterfragen und diesen gegenüber den Eigen-Sinn des jeweils infrage stehenden Phänomens zum Vorschein zu bringen (vgl. Hitzler und Honer 1997a).

Akademischer ausgedrückt: Interpretative Ansätze bauen dezidiert *Zweifel* in den Prozess des Verstehens ein: Zweifel an den Vor-Urteilen des Interpreten, Zweifel an subsumptiven Gewissheiten und an verständnis- bzw. verstehenslosen Erklärungen in Alltag und Wissenschaft. Durch künstliche Dummheit und absichtsvolle Langsamkeit bedenken Vertreter interpretativer Ansätze also typischerweise das auf die jeweiligen pragmatischen Belange abgestimmte Routine-Denken und -Handeln im Alltag wie auch in der Wissenschaft und tragen – gelingender Weise – dergestalt bei zur De-Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktionen.

4 Gemeinsame Interessen

Zumindest in diesem grundlegenden Verstande sind Thomas Eberle und ich uns also – unter vielem anderen und hierin natürlich *auch* mit vielen anderen – ganz einig darüber, dass die epistemologische Klärung des Verstehensproblems grundlegend ist für die Sozialwissenschaften. Zwar ist und bleibt die Frage nach der Bedeutung der Ethnomethodologie als adäquater ‚Soziologisierung‘ des Schützschens Beitrags zu dieser epistemologischen Klärung ebenso wie die (damit korrespondierende)

Deklaration einer „phänomenologischen Soziologie“ unter Berufung auf Schütz⁴ wohl das strittigste Thema, das unsere Zusammenarbeit bis heute begleitet. Ansonsten aber ist diese Zusammenarbeit keineswegs nur ausgesprochen freundschaftlich, sondern auch weit vielgestaltiger als die *eine* Publikation vermuten lassen dürfte, die wir tatsächlich *gemeinsam* verfasst haben (vgl. Hitzler und Eberle 2000, 2004): Seit Ende der 1980er Jahre treffen wir uns zwar nicht ständig, sehr wohl aber ausgesprochen beständig sowohl in St. Gallen als auch bei allen möglichen workshops, Tagungen und Kongressen irgendwo in Deutschland, der Schweiz oder Österreich.⁵ Wir schreiben wechselseitig Beiträge für Sammelbände, die der eine oder der andere von uns herausgibt⁶, und treffen uns immer wieder als Autoren in Bänden, die andere herausgeben. Besonders nachhaltig arbeiten wir Hand in Hand im Kontext der DGS-Sektion Wissenssoziologie.

Geprägt war und ist unser ganzer wissenschaftlicher Austausch anhaltend vom gemeinsamen Interesse a) an der bereits erläuterten epistemologischen Begründung der „Konstruktionen zweiter Ordnung“ (im Sinne von Alfred Schütz) bzw. des „Verstehens von Verstehen“ (wie es v. a. Hans-Georg Soeffner expliziert), b) an der methodologischen Relevanz der „Protozoziologie“ (wie sie von Thomas Luckmann protegert wird⁷) und c) an Problemen der methodischen Applikation der Lebensweltanalyse in der interpretativen Sozialforschung (die v. a. von Anne Honer, aber auch von Hubert Knoblauch, wesentliche Impulse erfahren hat).⁸ Und nicht zuletzt kooperieren wir hochschulpolitisch seit langem mit basalem Konsens

-
- 4 Diese Position markiert Eberle immer wieder vor allem im Verweis auf George Psathas, der den phänomenologischen Zugang als neue *soziologische* Denkweise deklariert, die eine Alternative zu Positivismus und Behaviorismus darstelle und den Sozialwissenschaften sowohl methodologisch als auch theoretisch eine neue Richtung weise (vgl. dazu wieder Eberle 2012a und 2012b). Auch das Büchlein der Psathas-Schülerin Frances Ch. Waksler über den „New Orleans Sniper“ hat Eberle m. E. überaus wohlwollend als Beispiel einer solchen „phänomenologischen Soziologie“ besprochen (vgl. Eberle 2013a).
 - 5 Selbstredend würden wir uns auch häufiger sonst wo auf dem Globus sehen, wäre ich nicht so unwillig, mich an englischsprachigen ‚Meetings‘ zu beteiligen.
 - 6 Siehe z. B. in Eberle 2000b; Brosziewski, Eberle und Maeder 2001; Eberle 2015; Hitzler, Honer und Maeder 1994; Hitzler und Honer 1997b; Hitzler, Reichertz und Schröer 1999; Hitzler 2014a; Hitzler und vom Lehn 2015.
 - 7 Thomas Luckmann zieht eine strikte Scheidelinie zwischen Philosophie bzw. Phänomenologie hier und Erfahrungswissenschaft bzw. Soziologie da: Als Protozoziologie verfährt die phänomenologische Lebensweltanalyse egologisch-reflexiv und fundiert die kosmologisch-induktiv verfahrenende Soziologie. So verstanden ist der Begriff „phänomenologische Soziologie“ nachgerade widersinnig.
 - 8 Beiläufig sei erwähnt, dass meine Diskussionen mit Thomas Eberle über das ‚richtige‘ Verständnis der verstehenden Soziologie, der Mundanphänomenologie und vor allem der phänomenologiebasierten Ethnographie naheliegender Weise in den Zeiten nochmals

zugunsten der Etablierung einer solchen von uns als „interpretativ“ etikettierten Form herkömmlicher Weise so genannter qualitativer Sozialforschung. Obwohl in solchen Etablierungsdebatten ebenso wie in der Methodenlehre in aller Regel (leider *nicht* hinlänglich) zwischen „qualitativer“ und „interpretativer“ Sozialforschung unterschieden wird (vgl. z. B. Eberle und Bergmann 2005; Eberle und Elliker 2005), sehe ich (bekanntlich?) gravierende Differenzen zwischen diesen beiden ‚Logiken‘ (vgl. dazu bereits Hitzler 1995):

Zum einen meine ich, dass sogenannte qualitative Analysen grosso modo der ‚Logik‘ *standardisierter* Sozialforschung⁹ folgen, allerdings ohne die dort üblichen Standards repräsentativer Stichprobenziehungen einlösen zu können (vgl. dazu z. B. auch Rosenthal 2014, S. 205). Das plausibilisiert, dass und warum in der sogenannten quantitativen Sozialforschung qualitative Designs entweder Pretestfunktionen haben (also z. B. zur Hypothesengenerierung dienen) oder als prinzipiell defizitär (und überflüssig) eingeschätzt werden. Zum anderen verfehlen sogenannte qualitative Analysen aufgrund ihrer prinzipiell auf Komplexitätsreduktion fokussierten Verfahrenstechniken aber eben auch die reflexiven Standards¹⁰ der am Verhältnis von Spezifik und Typik interessierten und orientierten Einzelfallrekonstruktionen der interpretativen Sozialforschung (vgl. dazu z. B. auch Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 189). M. E. ist interpretative Sozialforschung also fehlverortet, wenn man sie als Unterform bzw. als Teilmenge der qualitativen Sozialforschung begreift.

Ohnehin markiert, da bin ich mir z. B. mit Jo Reichertz (2007) völlig einig, das Etikett „Qualitative Methoden“ eher eine praktische Leerstelle (nämlich das Fehlen quantifizierender Verfahren), denn ein verbindendes Erkenntnis-Programm. Eben deshalb schlage ich ja immer wieder vor, bestimmte Ansätze nicht mehr unter dem irreführenden Catch-All-Begriff „Qualitative Sozialforschung“ zu subsumieren, sondern entweder – mit Hans-Georg Soeffner (2004) – als „nicht-standardisiert“ oder – im Verweis auf die Schwerpunkte bei der Datenerhebung und bei der Datenanalyse – als „interpretativ“ zu bezeichnen. Dementsprechend habe ich auch in meinem vor längerer Zeit erschienenen Artikel zum damaligen Stand der Diskussion (vgl. Hitzler 2000) die Rekonstruktion von Sinn *nicht* als gemeinsames Anliegen

erheblich intensiviert waren, als Anne Honer (1990 – 1996) und Michaela Pfadenhauer (2002 – 2003) als Assistentinnen bei Peter Gross in St. Gallen gearbeitet haben.

9 Das sind u. a. strenge Zielorientierung, Sicherung der ‚Objektivität‘ der zu gewärtigenden Ergebnisse durch weitestgehende Standardisierung aller Teilschritte und Sicherung von Qualitätsstandards durch intersubjektive Überprüfbarkeit des ganzen Forschungsprozesses (vgl. Burzan 2010; 2014).

10 Das sind u. a. Situationsflexibilität, Einbezug der Subjektivität des bzw. der Forschenden in die Datenerhebung und -auswertung sowie Sicherung von Qualitätsstandards durch Verallgemeinerbarkeit konkreter empirischer Erkenntnisse.

der sogenannten qualitativen Sozialforschung, sondern – hierbei ganz konform mit der Position von Thomas Eberle – als den allgemeinsten, sozusagen epistemologischen Sinn verstehender Soziologie und, in deren Rahmen, auch *interpretativer* Sozialforschung reklamiert. Wie wir, übereinstimmend mit einer ganzen Reihe von empirisch arbeitenden Repräsentanten verstehender Soziologie, seit geraumer Zeit konstatieren, stehen weit weniger sogenannte quantitative und qualitative Methoden im Gegensatz zueinander, als vielmehr die Antworten auf die Frage, was das Erkenntnisinteresse des Forschers paradigmatisch leitet: „*Die Frontlinie verläuft nicht zwischen ‚Qualis‘ und ‚Quantis‘, sondern zwischen Hermeneutik und Szientismus. So, wie quantitative Sozialforschung mit einem hermeneutischen methodologischen Selbstverständnis betrieben werden kann, gibt es Sozialforscherinnen und -forscher, die qualitative Methoden mit einem szientifischen methodologischen Selbstverständnis anwenden, ... mit objektivistischen Vorstellungen operieren und ihre Erkenntnisgegenstände reifizieren*“ (Eberle 2004, S. 41). Anders ausgedrückt: die relevante Differenzierung ist die zwischen *normativen und interpretativen Methodologien*.

5 Methodologisch-methodische Präzisierungen

Diese Entgegensetzung rekurriert selbstverständlich auf die vor fast einem halben Jahrhundert von Thomas P. Wilson (1973) vorgeschlagene Dichotomie sozialwissenschaftlicher Sichtweisen des menschlichen Miteinanders: mit der Betonung der Abhängigkeit der Individuen bzw. der *Verhaltensweisen* der Individuen von sozialen Normen und Rollenerwartungen auf der einen und der Betonung der Konstitutionsleistungen und Deutungskompetenzen der sinnhaft handelnden Individuen, also der Subjekte, auf der anderen Seite. Diese Dichotomie im Hinblick auf die Klärung der hier thematischen zentralen Merkmale interpretativer Sozialforschung zur Verdeutlichung polemisch zuspitzend, unterscheide ich qualitative Sozialforschung hier und interpretative Sozialforschung da dementsprechend vor allem dadurch, dass in diesem paradigmatischen Sinne erstere letztendlich auf Erklärungen von Einstellungen und Verhaltensweisen aus den gegebenen sozialen Umständen abzielt, grosso modo also an bestehenden *Normen* orientiert, letztere hingegen um „verstehendes Verstehen“ der komplexen Aspekte des sinnhaften Aufbaus der sozialen Welt bemüht, und das heißt an situativen und transsituativen *Interpretationen* und damit auch an der Konstitution dessen, was zwischen Menschen geschieht, interessiert ist.

Reiner Keller hat in der Einführung zu seiner „Einführung“ in „Das interpretative Paradigma“ (Keller 2012, S. 1-19) die Genese dieser Zweiteilung zunächst in geisteswissenschaftlichen Erkenntnistheorien und dann in sozialwissenschaftlichen Theorietraditionen (nochmals) umsichtig nachgezeichnet. Im weiteren macht er dann, entlang der fünf von ihm so genannten Kernaussprägungen des Interpretativen Paradigmas – der Chicagoer Schule, ihrer philosophischen Grundlagen und ihrer Nachfolge im Symbolischen Interaktionismus, der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie, der Ethnomethodologie und der Soziologie der Interaktionsordnung –, deutlich, welche gemeinsamen Grundlagen diese Kernaussprägungen haben und wie sie zugleich als je unterschiedliche Dimensionierungen des Paradigmas angelegt sind, die zueinander nicht in Konkurrenz, sondern in Ergänzungsverhältnissen stehend zu begreifen sind.

Wesentliche *Differenzen* bestehen hingegen eben zwischen in diesem Sinne verstandenen interpretativen Ansätzen hier und normativen Ansätzen da. Anders als in der Literatur bislang üblich, identifiziere ich nun allerdings mit dem normativen Paradigma nicht nur – und noch nicht einmal vor allem – die sogenannte quantitative Sozialforschung. Aber ich verorte die sogenannte qualitative Sozialforschung auch keineswegs per se und ohne weiteres – und schon gar nicht in toto – im interpretativen Paradigma. Stattdessen schlage ich vor, zwischen einer „normorientierten“ qualitativen Sozialforschung einerseits und einer „verstehensinteressierten“ *interpretativen Sozialforschung*¹¹ andererseits zu unterscheiden.¹²

Methodologisch-methodisch gesehen bestehen gravierende Unterschiede zum Beispiel darin, dass der Strukturierung der Befragungs- und Beobachtungsdesigns *durch den Forscher* in – von Hans-Georg Soeffner (2004; vgl. v. a. S. 70f.) als „standardisiert“ bezeichneten – (meinem Verständnis nach:) *normorientierten* Verfahren die Strukturierung des Geschehens entsprechend etwelchen Alltagsgewohnheiten in – von Soeffner als „nicht-standardisiert“ bezeichneten – (meinem Verständnis nach:) *verstehensinteressierten* Verfahren gegenüberstehen, und zum Beispiel auch darin, dass statt der Präsentation des Beforschten nach Kriterien des Forschers hier die Präsentation der Beforschten nach deren eigenen Kriterien da erfolgen soll. Festlegung und Eingrenzung von Forschungsthemen sind in normorientierten

11 Neben dem inzwischen schon ‚klassischen‘ Sammelband von Norbert Schröer aus 1994 gibt es inzwischen auch einige neuere – teils mehr, teils weniger geglückte – Bücher, die „Interpretative Sozialforschung“ im Titel haben (z. B. Strübing und Schnettler 2004; Kleemann et al. 2013; Rosenthal 2014; Lueger 2009; Froschauher und Lueger 2009; vgl. auch Eberle 2000b).

12 Um möglichen Missverständnissen vorzubeugen: Damit teile ich nicht etwa vorfindliche Ansätze kategorial oder gar kategorisch ein, sondern ich profilieren lediglich *Idealtypen* als Bezugsgrößen für jeweils dominante Forschungsinteressen (vgl. Weber 1973).

Verfahren durch das Untersuchungsdesign, bei verstehensinteressierten durch situative, interaktionsstrukturelle und biographische Faktoren gegeben. Normorientierte Verfahren erweitern Themen dadurch, dass ein möglichst umfangreiches Repertoire an Fragen und Kontrollfragen eingesetzt wird; verstehensinteressierte tun dies dadurch, dass Menschen zum Erzählen animiert werden und dass das, was sie sagen, im Rekurs auf Strukturen der Biographie, auf Rahmenmerkmale von Situationen und auf die Eigendynamik kommunikativer Gattungen interpretiert wird.

Beide Verfahrenstypen basieren demnach prinzipiell auf der kontrollierten Erhebung und Analyse von Daten. Die relevanten Unterschiede zwischen ihnen liegen nicht darin, dass beim verstehensinteressierten Verfahrenstypus per se die ‚besseren‘ Daten, sondern wesentlich darin, dass dabei *andere* Daten produziert werden als beim normorientierten – zum Beispiel dadurch, dass beim normorientierten die Auswertung in eine überprüfbare Beziehung zu ‚künstlich‘ erarbeiteten Standards gesetzt wird, während beim verstehensinteressierten auf als solchen rekonstruierten und reflektierten Funktionsweisen ‚quasi-natürlicher‘, d. h. soziokulturell üblicher Standards und Routinen des (kommunikativen) Handelns rekuriert wird. Summatisch gesprochen: *Beide* Verfahrenstypen verweisen auf hinlänglich klare methodische Standards. Die spezielle Qualität interpretativen Vorgehens erweist sich wesentlich in der methodischen Sicherung der Stringenz ihrer auf Verallgemeinerung hin orientierten sinnrekonstruierenden Auslegung des Einzelfalls im Verhältnis zu – unter theoretischen Gesichtspunkten selegierten – anderen Einzelfällen.

6 Praktische Korrespondenzen

In allen diesen Grundsatzfragen sind Thomas Eberle und ich uns, soweit ich sehe, weitestgehend einig. Wir reden und schreiben aber beide keineswegs nur *über* interpretative Sozialforschung, sondern betreiben sie selbstredend auch beide im Sinne praktischer Feld- und Analysearbeit.¹³ Dabei wiederum sind wir nun seit einiger Zeit mit Phänomenen befasst, die sich einerseits – im Hinblick nämlich auf die Erfahrung einer existenziellen Grenzsituation im Zusammenleben mit einem anderen Menschen – extrem ähneln, die sich andererseits – im Hinblick vor allem

13 Dass Thomas Eberle seine Schützianische Perspektive nicht nur theoretisch-methodologisch zu reflektieren, sondern als, wie er es nennt, „applied phenonemology“ (Eberle 2013b) auch empirisch zu nutzen versteht, das haben z. B. auch schon seine älteren Arbeiten zum Problem des (organisationalen) Zeitmanagements (vgl. Eberle 1994), zum Phänomen der St. Gallischen Lesegesellschaften (vgl. Eberle 2000c), zu einer millenarischen Sekte (vgl. Eberle 1999) und zur Alltags- und Sinnwelt der Aborigines (vgl. Eberle 2001) gezeigt.

auf Kommunikationsgewissheiten – aber auch gravierend unterscheiden: Thomas Eberle befasst sich – intersubjektiv einfühlsam und analytisch distanziert zugleich – mit einem Fall der Rückkehr eines Menschen aus posttraumatischer Orientierungslosigkeit in die Pragmatismen des Alltagslebens (vgl. Eberle und Eberle Rebitzke 2012; Eberle 2013b und 2014a). Ich versuche an einem anderen Fall zu klären, was ich – jenseits stereotypisierender Theorien, vielmehr evidentenmaßen – von einem Menschen wissen kann, der anhaltend im Wachkoma lebt und folglich zumindest in einem alltagsverständlichen Sinne (so gut wie) nicht mehr kommuniziert (vgl. z. B. Hitzler 2010, 2012a, 2012b, 2012c und 2015).

Die essentielle Differenz zwischen den in vielerlei Hinsicht aufeinander verweisenden empirischen Problemstellungen, mit denen Thomas Eberle bei seinem Fall zu tun hat und mit denen ich bei meinem Fall zu tun habe, besteht m. E. nun darin, dass er es so sicher, wie wir es aufgrund der Gegebenheit der mittleren Transzendenz überhaupt nur sein können, mit einem *Gegenüber*, einem Alter Ego zu tun hat, während ich es mit einem lebenden menschlichen Organismus zu tun habe, dessen Qualität als Alter Ego ausgesprochen zweifelhaft ist. Und diese Differenz ändert sozusagen alles, denn ich kann – jenseits von qua Mitteilungen Dritter generierten Daten – lediglich auf die Daten *meines* Erlebens (einschließlich des Erlebens meiner Beobachtungen) zugreifen und bin mithin letztendlich auf Konstitutionsanalysen beschränkt, während er *interaktive* Daten generieren, diese fixieren und sie nicht nur hermeneutisch interpretieren, sondern bei Bedarf auch kommunikativ validieren kann.

Selbstredend rekurren wir *beide* auf die Beschreibung der „Strukturen der Lebenswelt“ (Schütz und Luckmann 2003). Aber während ich vor allem versuche, mein keineswegs konstantes Miterleben des Menschen zu explizieren, um den mir zu tun ist, nutzt Thomas Eberle die phänomenologischen Strukturbeschreibungen vorzugsweise als Matrix, auf die er seine hermeneutischen Prozeduren bezieht. Folglich scheint mir seine Methode als „phänomenologische Hermeneutik“ von ihm auch völlig korrekt identifiziert und verortet zu sein (vgl. Eberle 2013b, 2013c und 2014c). Da es, wie ich im Vorhergehenden zu skizzieren versucht habe, Eberle in früheren Arbeiten wesentlich stärker um die abstrakte Klärung phänomenologischer Epistemologie, Methodologie und Methodik und um die Beziehungen des Denkens von Alfred Schütz zu anderen soziologischen Ansätzen gegangen ist, liegt sein Erkenntnisinteresse ohnehin so deutlich auf der Deutung von Sinn bzw. auf der Interpretation sinnhafter Vorgänge und Zusammenhänge, dass ich den von ihm vertretenen, ja nachgerade verkörperten Ansatz als sozusagen paradigmatische Ausformung des im vorhergehenden skizzierten sogenannten Interpretativen Paradigmas betrachte.

Außerdem, und das zeigt sich nicht zum wenigsten eben auch an unser beider aktuellen Forschungsinteressen, sehe ich bzw. sehen wir die Rekonstruktion der *Konstitution von Sinn* und der *Konstruktion von Bedeutung* nicht nur als anhaltende, sondern als unter Bedingungen der Gegenwartsgesellschaft immer drängendere und unabweisbarere Aufgabe an (vgl. exemplarisch auch Eberle 2010). Das geht nun keineswegs nur mir so, sondern gehört inzwischen fast selber schon zu den zentralen Topoi in der verstehenden Soziologie (vgl. dazu z. B. Eberle 2009a, 2009b und 2014b). Und darauf wird auch mit einem regelrechten Boom neuer Konzepte reagiert. Dementsprechend als in einem innovationsträchtigen Sinne unruhig, ja – im Hinblick auf begriffliche Klarheit ebenso wie auf theoretische Relevanz notwendigerweise – streitlustig, erscheint mir derzeit das ganze Lager der von mir als „interpretativ“ interpretierten Sozialforschung. Jedenfalls werden in der Ausdifferenzierung der *Grundformen* der Generierung und Deutung von Daten – also der Beobachtung, der Gesprächsführung und der Dokumentensichtung sowie der Analyse von deren Erträgen – ständig (mehr oder weniger) neue explorierende Erhebungsverfahren und Methoden, ‚kontrollierten Verstehens‘ im engeren wie im weiteren Verstande nicht nur ‚erfunden‘ und – in den bekannten Kontexten zum Beispiel der einschlägig orientierten Sektionen der DGS, der einschlägig ausgerichteten Zeitschriften (wie exemplarisch dem „Forum Qualitative Sozialforschung“ und dem „Sozialen Sinn“) und selbstredend des Berliner Methodentreffens und des Schweizer Methodenfestivals – (teilweise heftig) diskutiert, sondern auch auf immer mehr Gegenstände appliziert und stetig weiter entwickelt.

7 Aktuelle Perspektiven

Lediglich exemplarisch für kaum noch überschaubar viele so verstandener ‚Neuheiten‘ nenne ich hier aus gegebenem Anlass zuerst nochmals die von Thomas Eberle aktuell protegierte, von ihm so genannte *phänomenologische Hermeneutik* (vgl. nochmals Eberle 2013b, 2013c und 2014c). Ich nenne aber auch die gerade erst sich formenden Ideen zu einer *Ethnographie in interaktiven Mediumumgebungen* und zur sogenannten *New-School-Ethnographie*. Ich nenne als nicht mehr nur im Entstehen begriffene Beispiele die *Videographie*, die *Artefaktanalyse*, die *Metaphern-Analyse* und die *Situationsanalyse*. Selbstverständlich erschöpfen diese wenigen Nennungen aber bei weitem nicht, was derzeit an ‚Neuheiten‘ im interpretationsinteressierten Kontext diskutiert und erprobt wird. Und zugleich *etablieren* sich auf immer ‚breiterer Front‘ nicht mehr ganz so neue Erhebungs- und Analyse-Ansätze: Ich nenne, wiederum exemplarisch, die *Bild- und Videoanalyse*. Ich nenne die *Diskursanalyse*.

Ich nenne die (Renaissance der) *Deutungsmusteranalyse*. Ich nenne die *dokumentarische Methode*. Ich nenne diverse *Varianten der Ethnographie*. Ich erinnere aber auch (nochmals) an die anhaltende Virulenz inzwischen sozusagen ‚klassischer‘ Ansätze wie die sozialwissenschaftliche Hermeneutik, die Phänomenologie und die Grounded Theory.

Unbeschadet dessen habe ich mir ja schon im – durch Günter Mey und Katja Mruck evozierten – Nachdenken über eine Aktualisierung meines vor einigen Jahren verfassten Kommentars zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung unter anderem die Frage gestellt, ob ich Schwerpunkte meiner Argumentation inzwischen anders setzen würde, und ob ich gewisse Herausforderungen meiner Position heute anders gewichten würde. Meine Antwort war: Ja, das würde ich (vgl. Hitzler 2014b, S. 55). Und dementsprechend habe ich hier die Schwerpunkte meiner Argumentation auch wesentlich deutlicher als bisher auf die Differenz bzw. auf *die Bruchlinie zwischen qualitativer und interpretativer Sozialforschung* zu setzen versucht.

Und ich bekunde auch (nochmals), dass ich gewisse Herausforderungen heute ernster nehme als ich das seinerzeit getan habe. Denn ich denke, dass *jenseits* langwieriger Diskussionen über die ‚alten‘ cartesianisch-szientistischen Gegenentwürfe sich selbst zu „erklärenden“ erklärender Sozialwissenschaften – und wohl auch *jenseits* solcher Abgrenzungen gegenüber normorientierten qualitativen Ansätzen, wie ich sie hier versucht habe – zu den (bislang noch) peripheren Irritationen interpretativer Sozialforschung heute vor allem neue Herausforderungen durch Sichtweisen gehören, in denen die Unabdingbarkeit des erkennenden Subjekts, wenn nicht – wie im Dekonstruktivismus – überhaupt in Frage gestellt, so doch – wie in der Praxeologie – ganz erheblich relativiert wird. Für die weitere Diskussion bedeutet das – keineswegs nur *meines* Erachtens –, dass der Sinn des interpretativen Ansatzens beim subjektiv gemeinten Sinn zu erläutern, nochmals zu begründen und zu verteidigen ist – (auch) entlang von Konfliktlinien, die ich 2007 noch nicht so interessant – und das heißt: in einem anregenden Sinne ‚ärgerlich‘ – gefunden habe, wie ich das heute tue.

Die entsprechende Auseinandersetzung muss geführt werden, sie soll geführt werden, und sie wird ja auch geführt: Jo Reichertz hat zum Beispiel schon vor über zehn Jahren damit begonnen, sich mit dem neurowissenschaftlichen Angriff auf das Subjekt auseinanderzusetzen (vgl. dazu Reichertz und Zaboura 2006). Diese Herausforderung bleibt zweifellos, auch wenn oder womöglich gerade weil die frühen, allzu vollmundigen epochalen Erkenntnisrevolutionsversprechen der Neurowissenschaftler zwischenzeitlich doch ziemlich ‚entzaubert‘ sind. Unbeschadet dessen klammere ich diesen Streit, an dem unser Fach ohnehin nur marginal beteiligt war und ist, hier aus und nehme lediglich noch kurz Bezug auf eine innersozioologische

Debatte, die zwischen Repräsentanten von – im traditionellen Sinne – interpretativen Positionen und solchen von aktuell diskussionswichtigen, dezidiert subjekt- und zum Teil auch empiriekritischen Ansätzen stattfindet.

Ein zentrales Forum für *diese* Debatte ist die von Joachim Renn verantwortete „Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ZTS)“. Exemplarisch verweise ich dazu aber auch auf den gerade erscheinenden, von Angelika Pofert und Norbert Schröer herausgegebenen Positionenband zur Frage „Wer oder was handelt?“ (Pofert und Schröer 2015). Ich verweise dazuhin auf die Einlassungen von Reiner Keller (2014) zur sogenannten „postqualitativen Forschung“ bzw. zum „neuen Theorismus“, und ich verweise vor allem auf seine unermüdlichen Vorschläge dazu, das Werk Michel Foucaults für die Hermeneutische Wissenssoziologie zu erschließen. Letzteres tue ich vor allem deshalb, weil ich es kaum für übertrieben erachte, Foucault (insbesondere 2009, vgl. aber auch z. B. 2005) als zentralen Bezugsautor für die wichtigeren der neuen subjekt- und bewusstseinskritischen Ansätze anzusehen, um die es mir hier geht.

8 Paradigmatische Herausforderung?

Besonders interessante Konfliktlinien, die zumindest zu peripheren Irritationen interpretativer Positionen führen, sehe ich, ähnlich wie Pofert und Schröer, insbesondere in Theoriediskussionen mit *poststrukturalistischen* (genealogische, dekonstruktivistische und auch gewisse praxeologische Konzepte einschließenden) Ansätzen. Gemeint sind im Wesentlichen Theoriediskussionen darüber, ob und ggf. wie das Subjekt bzw. wie Subjektivität bzw. Subjektivierung „postsouverän“ gedacht werden kann, soll oder muss (vgl. Moebius und Reckwitz 2008). Denn vor allem Poststrukturalismen bzw. poststrukturalistische Subjektivierungstheorien animieren auch dezidierte – und das heißt: selbst existenzial- oder gar transzendentalphänomenologisch orientierte – Protagonisten interpretativer Sozialforschung wie mich nachdrücklich dazu, über die Konzeption des souveränen Subjekts neu nachzudenken. Insbesondere zwingen sie eben, kaum abweisbar, zu grundlegender Nachdenklichkeit naheliegender Weise dann, wenn es um Forschungen zu bzw. wenn es überhaupt um die wissenschaftliche Befassung mit menschlichen Individuen geht, deren Souveränität oder gar deren Subjekt-Status *empirisch* in Frage steht.

Diese Problemstellung spielt in Untersuchungen zu sogenannten Geistesstörungen und Geistesschwäche schon immer eine wesentliche Rolle (vgl. dazu selbstverständlich auch Foucault 1973). Zunehmend überlagert werden diese traditionellen Themengebiete gegenwärtig von der sozusagen flächendeckenden

Beschäftigung mit demenziellen Erkrankungen. Soweit brauche ich hier aber gar nicht auszugreifen, denn wie erwähnt widmet sich ja gerade Thomas Eberle in jüngerer Zeit dem Phänomen von aus einer Hirnfunktionsstörung resultierenden Orientierungs- und Sinnesirritationen. Und auch ich forsche eben seit ungefähr sechs Jahren in jenem existenziellen Randgebiet, in dem das menschliche Leben, mit Martin Heidegger begriffen als Ganzheit des Daseins, in seiner Qualität als „Sein zum Tode“ unabweisbar wird. Dabei beschäftigt uns vor allem die Frage, wie ein menschliches Wesen als Subjekt bzw. als Person konstruiert wird, wenn es im einen Fall erkennbar *selber* seine Welt sinnhaft wieder mit aufbaut, und wenn es im anderen Fall ausgesprochen *zweifelhaft* ist und bleibt, ob es noch irgend einen Selbstbezug bzw. irgend ein Bewusstsein seiner selbst hat.

Im poststrukturalistischen Jargon formuliert: Wir setzen an bei in spezifischen Konstellationen situierten Wahrnehmungen von etwas und fragen nach der im Rahmen dieser Praxis relevanten diskursiven bzw. kommunikativen Praxis, an der wir als Akteure teilhaben, die die mehr oder weniger augenfälligen Appräsentationen des Individuums interpretieren, um das ihnen je zu tun ist. Dergestalt wird jenes Individuum empirisch tatsächlich als ein qua kommunikativen Handelns *entstehendes* Subjekt erkennbar. Erkennbar *gemacht* aber wird es, epistemologisch gesehen, *durch* das es deutende Subjekt. Ob dieses seine Evidenz anderen überhaupt (und gar hinlänglich adäquat) zu plausibilisieren vermag; ob es selber nur ein „reflexives Projekt“, das heißt das Derivat einer soziohistorisch spezifischen Subjektformation ist; und ob es bei dem, was es tut, sich ohnehin wiederum lediglich dem „Regime“ eines diskursiven Imperativs beugt (vgl. Bröckling 2007), das sind Fragen, die als *Fragen* noch keine Entscheidung für oder gegen die Annahme präjudizieren, dass Wirklichkeiten zwar sozial *konstruiert* werden, dass sie sich aber in subjektiven Bewusstseinstätigkeiten *konstituieren*. Und folglich implizieren sie auch keineswegs zwangsläufig eine Entscheidung zwischen normativem und interpretativem Paradigma.

Auf welcher Seite der hier von mir markierten Bruchlinie poststrukturalistische Ansätze also stehen bzw. stehen sollen, mögen ihre Protagonistinnen und Protagonisten selber klären. Von *meinen* Relevanzsetzungen – und gewiss auch von denen von Thomas Eberle – her betrachtet, entscheiden sie dabei auch mit, ob das, was sie vertreten, für uns, als Vertretern interpretativer Sozialforschung, von einer bislang eher peripheren Irritation zu einer für *unser* Forschungsinteresse zentralen Herausforderung wird. Damit schließe ich den Kreis, den ziehen zu wollen ich in der dritten Fußnote dieses Text bereits markiert habe, denn „*eine konkrete Gegenständlichkeit entsteht erst durch die sinnkonstituierenden egologischen Bewusstseinsleistungen der ‚Apperzeption‘, also durch einen intentionalen Wahrnehmungsakt*“ (Eberle 2014b, S. 26) – vulgo: durch das sinnsetzende Subjekt.

Literatur

- Bröckling, Ulrich (2007). *Das unternehmerische Selbst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brosziewski, Achim, Eberle, Thomas S. & Maeder, Christoph (Hrsg.). (2001). *Moderne Zeiten. Reflexionen zur Multioptionsgesellschaft*. Konstanz: UVK
- Burzan, Nicole (2010). Zur Debatte um die Verknüpfung qualitativer und quantitativer Sozialforschung. In Anne Honer, Michael Meuser & Michaela Pfadenhauer (Hrsg.), *Fragile Sozialität* (S. 93-102). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Burzan, Nicole (2014). „Bedenke das Ende“ – Ein Plädoyer für den Blick auf das Erkenntnisziel im Zuge reflektierter Datenkombinationen. Vortrag bei der Sektion „Methoden der Qualitativen Sozialforschung“ am 9. Oktober im Rahmen des 37. Kongresses der DGS in Trier. Manuskript.
- Eberle, Thomas S. (1984). *Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft*. Bern und Stuttgart: Paul Haupt.
- Eberle, Thomas S. (1994). Zeitmanagement-Experten. In Roland Hitzler, Anne Honer und Christoph Maeder (Hrsg.), *Expertenwissen* (S. 124-145). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Eberle, Thomas S. (1999). Millenniumsschritt durch die Himmelspforte. Der Exodus der ‚High-TechSekte‘ Heaven’s Gate. In Anne Honer, Roland Kurt, Jo Reichertz, Jo (Hrsg.), *Diesseitsreligion* (S. 285-303). Konstanz: UVK.
- Eberle, Thomas S. (2000a). *Lebensweltanalyse und Handlungstheorie*. Konstanz: UVK.
- Eberle, Thomas S. (Hrsg.). (2000b). Interpretative Soziologien. *Themenheft der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie*. Zürich: Seismo.
- Eberle, Thomas S. (2000c). Träger lokaler Kultur. Lesegesellschaften in der Schweiz. In Michael Benedikt, Reinhold Knoll & Kurt Lüthi, (Hrsg.), *Über Gesellschaft hinaus kultursoziologische Beiträge im Gedenken an Robert Heinrich Reichardt* (S.69-92). In Klausen Leopoldsdorf: Leben, Kunst, Wissenschaft.
- Eberle, Thomas S. (2001). Are the Great Warriors dying? Aborigines in der Multioptionsgesellschaft. In Achim Brosziewski, Thomas S. Eberle & Christoph Maeder (Hrsg.), *Moderne Zeiten* (S. 25-42). Konstanz: UVK.
- Eberle, Thomas S. (2004). *Lebensweltanalyse und Handlungstheorie*. Konstanz: UVK.
- Eberle, Thomas S. (2007a). Ethnomethodologie. In Renate Buber, Hartmut H. Holzmüller (Hrsg.), *Qualitative Marktforschung* (S. 93-109). Wiesbaden: Gabler.
- Eberle, Thomas S. (2007b). Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. In Rainer Schützeichel (Hrsg.), *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung* (S.139-160). Konstanz: UVK.
- Eberle, Thomas S. (2009a). Global Differences in Conceptualizing Culture. *Cultural Processes. Newsletter of the Research Network Sociology of Culture of the European Sociological Association*, 1, 5-11.
- Eberle, Thomas S. (2009b). Reading societies, political culture and public discourse. *Cultura e Comunicazione – Culture and Communication*, 3, 66-87.
- Eberle, Thomas S. (2010). Der Schweizer als Sinnbastler. In Anne Honer, Micheal Meuser & Michaela Pfadenhauer (Hrsg.), *Fragile Sozialität* (S. 159-177). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Eberle, Thomas S. (2012a). Phenomenology and Sociology. In Hisashi Nasu und Frances Chaput Waksler, (Hrsg.), *Interaction and Everyday Life: Phenomenological and ethnomethodological essays in honor of George Psathas* (S. 135-152). Lanham: Lexington Books.

- Eberle, Thomas S. (2012b). Phenomenological Life-World Analysis and Ethnomethodology's Program. *Human Studies: Special Issue in Memory of Harold Garfinkel* 35, (2) 279-304.
- Eberle, Thomas S. (2013a). Phenomenological Sociology Reconsidered: On "The New Orleans Sniper". *Human Studies* 36, (1), 121-132.
- Eberle, Thomas S. (2013b). Regaining Sense-Connexions after Cerebral Hemorrhage. *Schutzian Research* 5, 81-102.
- Eberle, Thomas S. (2013c). Phenomenology as a Research Method. In Uwe Flick (Hrsg.), *The Sage Handbook of Qualitative Data Analysis* (S 184-202). London, New Delhi: Thousand Oaks & Sage.
- Eberle, Thomas S. (2014a). Phänomenologie der olfaktorischen Wahrnehmung. In Ronald Hitzler (Hrsg.), *Hermeneutik als Lebenspraxis* (S.22-34). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Eberle, Thomas S. (2014b). Photographing as Creative and Communicative Action. In Hubert Knoblauch, Mark Jacobs, & René Tuma, René (Hrsg.), *Culture, Communication and Creativity* (S.135-151). Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Eberle, Thomas S. (2014c). The Art of Making Photos: Some Phenomenological Reflections. In Jochen Dreher, Michael Barber (Hrsg.), *The Interrelation of Phenomenology, Social Sciences and the Arts* (S.311-320). Dordrecht: Springer.
- Eberle, Thomas S. (Hrsg.). (2015). *Fotografie und Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Eberle, Thomas S. & Bergman, Manfred Max (2005). Introduction. [14 paragraphs]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 6(2), Art. 30, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0502303>.
- Eberle, Thomas S. & Eberle Rebitzke, Verena (2012). „Alles war ohne Inhalt, ohne Bedeutung“. Der Umgang mit den Folgen einer Hirnblutung. In Norbert Schröer, Volker Hinnenkam, Simone Kreher, Angelika Pofel (Hrsg.), *Lebenswelt und Ethnographie* (S.325-343). Essen: Oldib.
- Eberle, Thomas S. & Elliker, Florian (2005). A Cartography of Qualitative Research in Switzerland [33 paragraphs]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 6(3), Art. 24, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0503244>.
- Foucault, Michel (2005). Wahrheit, Macht, Selbst. In ders.: *Dits et Écrits* (S. 959-966). Schriften Bd. 4. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2009). *Hermeneutik des Subjekts*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1973): *Wahnsinn und Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Froschauer, Ulrike & Lueger, Manfred (2009). *Interpretative Sozialforschung: Der Prozess*. Wien: facultas.
- Hitzler, Ronald (1985). Rezension von Eberle, Thomas S.: *Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft*. In *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37 (4), 782-784.
- Hitzler, Ronald (1995). Rezension von Hoffmeyer-Zlotnik, H.P. Jürgen (Hrsg.), Analyse verbaler Daten. In *Soziologische Revue*, 18 (2), 239-241.
- Hitzler, Ronald (2000). Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 3, 459-484.
- Hitzler, Ronald (2010). Ist da jemand? Über Appräsentationen bei Menschen im Zustand „Wachkoma“. In Reiner Keller & Michael Meuser (Hrsg.), *Körperwissen* (S.69-84). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hitzler, Ronald (2012a). Hirnstammwesen? Das Schweigen des Körpers und der Sprung in den Glauben an eine mittlere Transzendenz. In Robert Gugutzer & Moritz Bötcher (Hrsg.), *Körper, Sport und Religion* (S.125-139). Wiesbaden: SpringerVS.

- Hitzler, Ronald (2012b). Die rituelle Konstruktion der Person. Aspekte des Erlebens eines Menschen im sogenannten Wachkoma [44 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 13(3), Art. 12, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1203126>.
- Hitzler, Ronald (2012c). Am Ende der Welt? Zur Frage des Erlebens eines Menschen im Wachkoma. In Norbert Schröer, Volker Hinnekamp, Simone Kreher & Angelika Pofel (Hrsg.), *Lebenswelt und Ethnographie* (S.355-366). Essen: Oldib.
- Hitzler, Ronald (Hrsg.). (2014a). *Hermeneutik als Lebenspraxis*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Hitzler, Ronald (2014b). Wohin des Wegs? – Ein Kommentar zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung. In Günter Mey & Katja Mruck (Hrsg.), *Qualitative Forschung: Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen* (S.55-72). Wiesbaden: Springer VS.
- Hitzler, Ronald (2015). Ist der Mensch ein Subjekt? – Ist das Subjekt ein Mensch? In Angelika Pofel & Norbert Schröer (Hrsg.), *Wer oder was handelt?* Wiesbaden: Springer VS (im Erscheinen).
- Hitzler, Ronald & Eberle, Thomas S. (2000). Phänomenologische Lebensweltanalyse. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung* (S.109-118). Reinbek b. Hbg.: Rowohlt.
- Hitzler, Ronald & Eberle, Thomas S. (2004) Phenomenological Life-world Analysis. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff & Ines Steinke (Hrsg.), *A Companion to Qualitative Research* (S.67-71). London et al.: Sage.
- Hitzler, Ronald & Honer, Anne (1997a). Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute. In Dies. (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik* (S.7-27). Opladen: Leske + Budrich.
- Hitzler, Ronald & Honer, Anne (Hrsg.). (1997b). *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hitzler, Ronald, Honer, Anne & Maeder, Christoph (Hrsg.) (1994). *Expertenwissen*. Opladen: Westdeutscher.
- Hitzler, Ronald, Reichertz, Jo & Schröer, Norbert (Hrsg.) (1999). *Hermeneutische Wissenssoziologie*. Konstanz: UVK.
- Hitzler, Ronald & vom Lehn, Dirk (Hrsg.) (2015). Phenomenology Based Ethnography. *Special Issue of the Journal for Contemporary Ethnography*. Sage.
- Honer, Anne (1999). Bausteine zu einer lebensweltorientierten Wissenssoziologie. In Ronald Hitzler, Jo Reichertz & Norbert Schröer (Hrsg.), *Hermeneutische Wissenssoziologie* (S.51-67). Konstanz: UVK.
- Keller, Reiner (2012). *Das interpretative Paradigma*. Wiesbaden: Springer VS.
- Keller, Reiner (2014). Zukünfte der qualitativen Sozialforschung . In Günter Mey & Katja Mruck (Hrsg.), *Qualitative Forschung* (S.167-180). Wiesbaden: Springer VS.
- Kleemann, Frank, Krähnke, Uwe & Matuschek, Ingo (2013). *Interpretative Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Knoblauch, Hubert (2013). Grundbegriffe und Aufgaben des kommunikativen Konstruktivismus. In Reiner Keller, Hubert Knoblauch & Jo Reichertz, (Hrsg.), *Kommunikativer Konstruktivismus* (S. 25-48). Wiesbaden: Springer VS.
- Luckmann, Thomas (2002). Zum hermeneutischen Problem der Handlungswissenschaften. In Hubert Knoblauch, Jürgen Raab und Bernt Schnettler (Hrsg.), *Wissen und Gesellschaft* (S.117-128). Konstanz: UVK.

- Luckmann, Thomas (2007). Über die Grenzen der Sozialwelt. In Jochen Dreher (Hrsg.), *Lebenswelt, Identität und Gesellschaft* (S.62-90). Konstanz: UVK.
- Lueger, Manfred (2009). *Interpretative Sozialforschung: Die Methoden*. Wien: facultas.
- Moebius, Stephan & Reckwitz, Andreas (Hrsg.). (2008). *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Poferl, Angelika & Schröer, Norbert (Hrsg.). (2015). *Wer oder was handelt?* Wiesbaden: Springer VS.
- Przyborski, Aglaja & Wohlrab-Sahr, Monika (2014). *Qualitative Sozialforschung*. München: Oldenburg.
- Reichertz, Jo (2007). Qualitative Forschung auch jenseits des interpretativen Paradigmas? In *Erwägen – Wissen – Ethik* 18, (2) 276-293.
- Reichertz, Jo & Zaboura, Nadja (Hrsg.). (2006). *Akteur Gehirn – oder das vermeintliche Ende des handelnden Subjekts*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rosenthal, Gabriele (2014). *Interpretative Sozialforschung*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Schröer, Norbert (Hrsg.). (1994). *Interpretative Sozialforschung*. Opladen: Westdeutscher.
- Schütz, Alfred (2004). *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt (ASW II)*. Konstanz: UVK.
- Schütz, Alfred & Luckmann, Thomas (2003). *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz: UVK.
- Soeffner, Hans-Georg (2004). *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung*. Konstanz: UVK/UTB.
- Soeffner, Hans-Georg (2006). Wissenssoziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik sozialer Sinnwelten. In Dirk Tänzler, Hubert Knoblauch & Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie* (S. 51-78). Konstanz: UVK.
- Soeffner, Hans-Georg (2014). Interpretative Sozialwissenschaft. In Günter Mey & Katja Mruck (Hrsg.), *Qualitative Forschung: Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen* (S. 35-53). Wiesbaden: Springer VS.
- Strübing, Jörg & Schnettler, Bernt (Hrsg.). (2004). *Methodologie interpretativer Sozialforschung*. Konstanz: UVK/UTB.
- Weber, Max (1973). Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre* (S.146-214). Tübingen: Mohr/Siebeck.
- Wilson, Thomas P. (1973). Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit* (S.54-79). Reinbek b. Hbg.: Rowohlt.